Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 9

Artikel: Volk und Armee : eine Betrachtung
Autor: Schumacher, Edgar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158884

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Volk und Armee.

Eine Betrachtung.

Von Edgar Schumacher.

Das Leben des Volkes weist eigenartig verwandte Züge auf mit dem Leben des Kindes. Die naiven Begriffe spielen mit ihren Entschiedenheiten, Kräften und Unberechenbarkeiten eine wesentliche Rolle. Von hier aus läßt sich das unleugbare Glück jener erklären, die zu dem Volke als zu einem Kinde reden und mit den Hilfen, mit denen man sich des guten Willens eines Kindes versichert, die Gedanken und den Weg eines Volkes leiten wollen. Es ist dies aber ein verwerfliches Unterfangen. Denn wenn der Alltag eines Volkes freilich sehr viel mit dem Treiben des Kindes gemein hat, so beginnt das Tüchtige und Zukunftweisende dort, wo es sich über dieses Treiben erhebt und in männlicher Entschlossenheit sein Schicksal mit eigenen Händen formen will.

Zu den Zügen, in denen die kindliche Komponente der Volksnatur sich ausspricht, mag man die so charakteristische Stellungnahme zu dem Prinzip der Identität rechnen. Ein ganz naiver Egoismus verbindet sich mit einer sonderbaren Unbekümmertheit um die Grenzen des Ich und einem souveränen Sichhinwegsetzen über sie. Das Kind kann, in aller Wahrheit, sein was es will: Tier und Baum und Unbelebtes. Das Volk macht nicht so sehr Metamorphosen durch als daß es seine Identität in Vielheiten spaltet; es setzt diese, die im Wesen doch eins sind, als Gegensätze oder als Ergänzungen einander gegenüber. Es ist oft schon dieses eine notwendige Bemühung: an der Stelle der eingebildeten Vielheit die innewohnende Einheit zu betonen.

Ein sehr bedeutendes und sehr drastisches Beispiel für diese Dinge — das wichtigste wohl überhaupt — ist die Frage nach dem Verhältnis eines Volkes zu seiner Armee. Denn schon die Frage selber schließt eine Unklarheit und eine vorgestellte Spaltung in sich. Es ist, als wäre sie aus Zeiten, wo ihr noch eine tatsächliche Lage entsprach, gedankenlos herübergenommen worden. Heute existiert sie nur noch als Krankheitssymptom, als Anzeichen leichterer oder ernsthafter Störungen im Ganzen einer Nation. Die Heere der Gegenwart sind nationale Heere; sie gestalten sich aus dem Volke heraus und sind nach Vorzügen und Schwächen das, was das Volk selber ist. Das Volk erhöht seine echtesten Kräfte zu jener Ausdrucksform, wie die Armee sie darstellt. Es ist keine Zweiheit hier vorhanden, sondern eine einfache Steigerung innerhalb der Einheit.

Das hindert nun freilich nicht, daß in der Praxis sich Probleme stellen. Aber notwendig ist es, daß man an diese Probleme herantritt mit dem

Wissen, daß hier nicht Notwendigkeiten, sondern Irrungen vorliegen, daß man zu ihrer Behebung also nicht so sehr Zustände als vielmehr Einstellungen und Auffassungen zu berichtigen braucht. Wo von Gegensätzlichkeiten zwischen Volk und Armee die Rede ist, da geht solches Reden aus der gleichen naiven Erfassung des Begriffs der Identität hervor, wie die Äußerung jenes Patienten, der erklärt: „Der Kopf tut mir weh, mein Magen ist nicht in der Ordnung, das Herz will nicht recht, und ich selber befinde mich auch gar nicht wohl". Ein Volk kann an seiner Armee nichts bemängeln, ohne an sich selber Kritik zu üben, es kann nichts zu und von ihr tun, was nicht auf das ganze Wesen zurückwirkt. Die Armee, außerhalb des Volkes gedacht, lebt im luftleeren Raum. Die Identität bindet die Beiden wie sie Leib und Glieder bindet.

Genau so wie nun im Ich Unregelmäßigkeiten auftreten, und wie diese irgendwo ihre lokale begründete Ursache haben, so können im Gesamten einer nationalen Zusammengehörigkeit sich Störungen zeigen, deren Herd im Einzelnen genauer festzulegen ist. Die Heilung wird ohne Zweifel sich dann mit dem kranken Teil zu befassen haben, doch unter dem klaren Wissen, daß die Auswirkung dem Ganzen gilt, mag die Anwendung als solche noch so sehr örtlicher Natur sein. Immer wird das Ganze getroffen durch das, was dem Teile gilt. Was ein Volk für seine Armee Gutes oder Übles tut, das fügt es sich zu. Ein Volk kann also beispielsweise den Entschluß fassen, auf seine Armee zu verzichten, in dem gleichen Sinne, wie ein Mensch den Entschluß fassen kann, sich ein Glied amputieren zu lassen. Aber niemals kann ein Volk zusehen, wie seine Armee verdirbt, sowenig als ein Mensch, der bei Sinnen ist, es untätig zulassen kann, daß eines seiner Glieder abstirbt. Das sind einfache und grundsätzliche Beziehungen, über die man im klaren sein muß: es ist denkbar, daß ein Volk auch ohne Armee existieren kann; es ist unmöglich, daß ein Volk mit einer schlechten Armee bestehen bleibt — die Fäulnis muß notwendig den ganzen Körper ergreifen.

Volk und Armee — was will das für die Verhältnisse eines Milizheeres und im besonderen für schweizerische Verhältnisse nun eigentlich sagen? Das Volk gestaltet seinen Willen, die Härten irdischer Existenz mit Härte zu bestehen und sein Recht auf ein eigenes Dasein zu behaupten, in der Form der Wehrhaftigkeit. Die Armee ist formgewordener Wille, ein Wille, der eingestellt ist auf das vornehmste Ziel für die Erhaltung einer Nation. Die Armee selber ist an sich Idee; sie wird leibhaft durch den starken geistigen und materiellen Aufwand des Volkes. Und indem es diesen Aufwand leistet, bekennt sich das Volk immer wieder zu den Idealen, denen es im Augenblick seiner Entstehung sich zugewendet hat. Denn es darf dies nie übersehen werden, daß an der Wurzel der schweizerischen Eidgenossenschaft der geistgeborene Entschluß steht. Und wenn andere Völker in den Stunden, da sie sich auf ihr Wesen besinnen, zurückgehen auf die naturgegebenen Vorbedingungen ihrer Existenz, so gibt es in solchen

Augenblicken für die Schweiz nur das Besinnen auf die seelischen Notwendigkeiten ihres Daseins. Mehr als für andere ist für uns das Bekenntnis zu den Ausdrucksformen dieser seelischen Voraussetzungen unentbehrlich. Das wehrhafte Denken unseres Volkes umschließt nicht nur den Willen zum Sichbehaupten; es umfaßt zugleich die Treue zu unserem echten Wesen und ist Ausdruck dafür, daß der Sinn unseres nationalen Seins lebendig geblieben ist. Das Heer dient nicht allein dem Schutz des Landes; es dient in gleichem Maße dem geistigen Anspruch schweizerischer Tradition.

Es ist aber ganz verständlich, daß in Zeiten ungemeinen Geschehens und großer Erregungen in einem Volkskörper erhöhte Temperaturen auftreten, daß wir mit einem ungewöhnlichen Zustande zu rechnen haben, dessen Symptome in leichterem oder schwererem Grade doch als Krankheitssymptome zu werten sind. Diese werden verstärkt durch Gewichtsverlegungen in den Wechselwirkungen zwischen dem Ganzen und seinen Teilen oder seinen Exponenten. Man muß in solchen Zeiten die Verhältnisse besonders betrachten und kommt nicht mit den Grundsätzen und Maßstäben ruhiger Epochen aus. Aber auch hier gilt es immer zu beachten, daß es sich zunächst nicht um die Zustände an sich, sondern um die geistigen Gegebenheiten handelt, unter denen die Zustände erfaßt, beurteilt oder kritisiert werden.

Darum ist es auch möglich, und braucht noch nicht ein Zeichen besonderer Gefahr zu sein, daß man die Beziehung von Volk und Armee auf einmal als Problem meint fassen zu müssen. Daß sie in ihrem Urgrunde nie ein Problem sein darf, darüber muß man klar sein, aber ebenso sehr darüber, daß man die momentanen Erfassungen, die wie Probleme aussehen, klären und schlichten muß.

Das Augenscheinlichste ist, daß in der äußerlichen Geltung, in der Wirksamkeit die Armee viel entschiedener vortritt als in beruhigter Zeit. Das ist an sich selbstverständlich, weil es ja eben der Auftrag der Armee ist, jetzt zu handeln und zu leisten. Die Entschiedenheit dieses Auftrages ist eine absolute: die Sicherheit des Landes ist mit allen verfügbaren Mitteln zu gewährleisten. Es gehört zu den unwandelbaren Grundlinien soldatischen Handelns, daß dort, wo ein Auftrag vorliegt, dieser mit dem gesamten Einsatze zu vollziehen ist. In diesem Punkte ist eine äußerste Rücksichtslosigkeit Pflicht. Nichts enthebt den Soldaten seines Auftrages als dessen völlige Erfüllung. Es gibt keine Rechtfertigung dafür, daß er auf halbem Wege stehen bleibt. Und weil er zuerst sich selber ohne Vorbehalt einsetzt, so wird ihm daraus auch das Recht, jedes dienliche Mittel ohne Schonung zu werten. Über allen andern Erwägungen steht immer der Blick auf das, was ihm anvertraut ist.

Diese Notwendigkeit des Forderns und dieses gewaltsame Hervortreten stört das behagliche Leben. Und es ist verständlich, daß das naive Denken es so faßt, als ob hier etwas Fremdes und Lästiges seine Kreise störe und es über Gebühr beanspruche. Wieder wird hier mit dem Begriff

der Identität Verstecken gespielt, und das, was nichts anderes als eine Steigerung des Eigenen ist, für Fremdes genommen. Es sind nicht Gegensätze zwischen Volk und Armee, die sich auftun, sondern es ist der ewige, in der menschlichen Natur liegende Gegensatz zwischen dem Behaglichkeitsbedürfnis der animalischen Natur und der Unerbittlichkeit des seelischen Anspruchs. Keine Theorie und kein guter Wille kann diesen Gegensatz aus der Welt schaffen. Er bleibt das Bewegende im Leben, er ist das, was Fortschritt, Sieg, Leistung zeitigt. Nie ist es ein Grund zur Befürchtung, wenn er sich zeigt; aber entscheidend ist, auf welche Seite die Schale sich neigt, ob auf die des Behagens oder die der Leistung.

Im Krieg oder in bedrohter Lage aber äußert sich diese Entscheidung darin, ob ein Volk in seiner grundsätzlichen Haltung sich zum soldatischen Denken aufraffen kann oder ob es dahinter zurückbleibt, ob es in seiner Gesamtheit das Einssein mit der Armee erfühlt, oder ob ihm der Eindruck der Gegensätzlichkeit obsiegt. Es ist zu beachten, daß die Armee selber hier nichts zum Ergebnis beitragen kann; ihr Auftrag ist klar, und sie ist derart in ihn eingespannt, daß es kein Besinnen auf anderes gibt. Das Wollen und die Möglichkeit der geschlossenen Leistung liegt einzig bei der Gesamtheit des Volkes.

Dabei wäre es ja wohl eine Illusion, sich diese Geschlossenheit als eine Einstimmigkeit vorstellen zu wollen. Es wird immer entgegenstrebende Kräfte geben. Für den einheitlichen Willen des Volkes ist nur wesentlich, daß es jene Kräfte als negative erkennt und bereit ist, sie zu bekämpfen und über sie hinwegzukommen, selbst dort, wo sie im eigenen Wesen verwurzelt sind. Denn der Kampf zwischen Behagen und Leistung entbrennt zuerst und am erbittertsten immer im eigenen Ich, und wenn dort der Sieg erzwungen ist, so ist die Bewährung im äußeren Kampfe auf sichere Grundlage gestellt.

Es ist aber ein weiteres zu beachten, das für unsere Verhältnisse von Einfluß ist und das uns ermutigen kann, dort, wo wir das Gefühl haben, als ob andere zu größerer Entschiedenheit der Stellungnahme sich durchfänden als wir: daß die Einheit des Wollens umso leichter zu erreichen ist, je mehr die Notwendigkeit sich aufdrängt. Es ist für ein Volk schwerer, im Abwarten vor der Gefahr sich zu ganzer Klarheit über das, was sein muß, zu erheben, als unter dem unmittelbaren Zwange der Bewährung. Das ändert nichts an dem, was sein muß; aber es erklärt, warum der Weg dahin mühsamer zu beschreiten ist, und es gibt Geduld und Hoffnung auch dort, wo man Entschiedeneres ersehnt. Ein Volk hat es leichter, zu seiner Armee zu stehen und sich mit ihr eins zu fühlen, dort wo diese Armee in Siegen der Zukunft des Volkes Bahn schlägt oder in ausdauernder Abwehr dem Lebenswillen des Volkes sein Recht schafft. Wo aber dieser Armee kein anderer unmittelbarer Auftrag zufallen kann, als bereit zu sein, da bleibt diese Rückwirkung leicht aus, und der einfachen Betrachtung mag sich ein Bild bieten, das, wenn nur ein weniges

an Unverstand oder Verbitterung dazukommt, sehr leicht wie Untätigkeit oder Zwecklosigkeit aussehen mag.

Es kommt dann dazu, daß die wirklichen Aufwendungen große bleiben und, wenn wir von den lebendigen Verlusten absehen, nicht allzuferne von denen stehen, die für die tatsächliche kriegerische Bewährung erforderlich sind. Das ist oft schwer zu verstehen, besonders weil der obenhin Denkende es nicht leicht begreift, daß Fragen der Bereitschaft ganz unabhängig von augenblicklicher größerer oder geringerer Gefahr zu behandeln sind. Man fühlt die Belastung, aber man vermißt den entsprechenden Gegendienst, und manches, das vor der drohenden Notwendigkeit selbstverständlich geleistet und kaum als Besonderes empfunden würde, mag wie eine unerträgliche und willkürliche Beanspruchung wirken.

In den drangvollen Zeiten ergibt sich fast von selber die Einheit des Fühlens, und sie wird auch die Geschlossenheit des Einsatzes zeitigen. Bevor dieser Moment eintritt, müssen andere Kräfte am Werke sein, um die tüchtigen Vorbedingungen zu schaffen. Auch sie müssen von einem gesunden nationalen Fühlen ausgehen, wenn sie wirksam sein wollen. Aber in ihrer Art werden sie nicht so sehr an das Gemüt als an die Vernunft sich wenden müssen. Die Einheit der Willensrichtung von Volk und Armee im Frieden soll auf die Klarheit der Einsicht bauen können. Nicht vage Begeisterungen machen ein Volk kriegsbereit; es gebührt überhaupt im kriegerischen Handeln der Begeisterung kein erster Platz. Der aus der Erkenntnis stammende ernste Wille ist sehr viel mehr. Und unsere solideste Vorbereitung ist immer die, welche auf ein denkendes Erfassen sich stützt.

Hier offenbart sich die große Verantwortung derer, denen die Gabe eindringenden Denkens gegeben ist. Weil sie die Zusammenhänge dort entdecken, wo der Oberflächliche Widersprüche zu schauen meint, weil sie die Einheit erkennen, wo der Naive die Vielheit sieht, so müssen sie von diesen Dingen Zeugnis geben. An ihnen ist es, über das Erwünschte hinauszuschauen und auf das Notwendige hinzuweisen. Sie wissen, daß Volk und Armee eines sind. Sie wissen, daß die Armee ihrem Auftrage zu leben hat, und daß es in der Erfüllung dieses Auftrages, ob in Krieg oder Frieden, kein Halbes gibt. Sie müssen verkünden, daß Bekenntnis zur Armee gleichbedeutend ist mit Bekenntnis zum eidgenössischen Wesen. Sie müssen daran erinnern, daß ein Volk vor der Mitwelt und der Geschichte nicht nach der Annehmlichkeit seiner Lebensführung, sondern nach der Höhe seiner Leistung geachtet wird.

Es gibt mannigfache Möglichkeiten der Leistung für ein Volk, Leistungen der Kultur, der Kunst, der Gesittung. Jede hat ihre Zeit, und welche sich in besonderem Maße erweisen kann, das ist durch die großen Verhältnisse bestimmt, in denen eine Generation lebt. Der Wille zur Leistung wird immer in einer nahen Beziehung zu diesen gegebenenen Möglichkeiten stehen müssen, wenn er fruchtbar sein soll. Und so gibt es auch Lagen, wo die Leistung gebieterisch auf einem einzigen Gebiete verlangt

wird, wo alle Kräfte sich in den Dienst einer einzigen Forderung stellen, weil deren Befriedigung allein einen Ausblick gewährt und in eine Zukunft deutet. Das sind jene Zeiten, wo nicht mehr dieser und jener vereinzelte Anspruch, sondern die Existenz eines Volkes selber auf dem Spiele steht. Hier äußert sich die Notwendigkeit der Leistung in jener harten, erschreckenden Form, in jener unvergleichlichen Aufraffung aller Kräfte, die wir als kriegerische Bewährung kennen.

Solche Zeiten sind in ihrem Anspruch von eherner Ausschließlichkeit. Es kommt nun nicht mehr darauf an, auf welcher Breite die kulturelle Fähigkeit einer Nation zu erblühen vermag; es geht nur darum, zu welcher Intensität der Leistungswille in einem einzigen Punkte sich steigern kann. Hier gilt nicht mehr die Fülle des Lebens, nur seine Kraft und seine Echtheit. Auf welcher Stufe menschlicher Gesittung ein Volk stehe, das wird hier nicht mehr gemessen. Es geht darum, zu bewähren, von welchen Kräften sein inneres Wesen getragen sei, wie stark das Geheimnis seines Zusammenschlusses sich erweise. Es gibt nur eine einzige Form, in der diese Bewährung sich vollzieht, die der kriegerischen Leistung. Von außen gesehen, soll diese durch das Heer erbracht werden; von innen betrachtet, ist es das Volk, welches sich bewährt oder versagt. Das Heer ist die Willensäußerung des Volkes.

Für ein Volk, das sich zur unbedingten Defensive bekennt, liegen auch hier vermehrte Schwierigkeiten. Zunächst erscheint der Begriff der Bereitschaft überhaupt fragwürdiger, weil in geruhigen Zeiten sich gerne die Selbsttäuschung einstellt, daß der friedliche Wille allein schon eine gewisse Garantie für den Frieden sei. Dieser Selbstbetrug schwindet freilich jählings vor jeder drohenden Lage. Aber er hat seine bedenklichen Früchte oft schon gezeitigt, indem er dem Denken an einen kommenden Krieg gefälligere Bilder unterschob und der Beharrlichkeit der Bereitschaft, die eine der strengsten Vorbedingungen für die Bewährung im Kriege darstellt, Abbruch tut. Ein weiterer, diesem verwandter Irrtum aber ist der, daß man sich in dem Glauben wiegt, es liege im Vertrauen auf die gute Sache allein schon eine Kraft, die manche Anstrengung, welche an sich nötig wäre, erübrige, Anstrengungen vor allem auf dem moralischen Gebiete. Es ist dieser selbe, bei uns häufige Irrtum, welcher glaubt, bürgerliche Tugend ersetze soldatische Eigenschaften und die brave Absicht sei ungefähr gleichzusetzen dem disziplinierten Willen. Man vergißt, daß der Übergang vom Bürgerlichen zum Soldatischen freilich kein Übertritt in Fremdes, aber in jedem Falle ein Aufstieg ist, eine Steigerung aller und vornehmlich der seelischen Bereitschaften.

Es kann gar keine Frage sein, daß die Bewegungen aufwärts in der moralischen gerade so sehr wie in der physischen Natur die beschwerlicheren sind. Daß man sie zu umgehen oder mindestens die steilsten Stellen zu vermeiden sucht, ist verständlich. Es ist aber eben so gewiß, daß es Zeiten gibt, wo die Fähigkeit zur Erhebung über das Schicksal eines Volkes ent-

scheidet, wo die in jedem Körper waltende Wechselwirkung von Willen und Trägheit ganz eindeutig zugunsten des Willens aufgehoben sein muß.

Diese Gedanken sind uns im allgemeinen geläufig, und wir stehen in der Theorie gerne zu ihnen. Daß sie in der Anwendung sehr unbequem sind, und daß wir darum dann wieder oft zurückschrecken und die Ausführung einen Kompromiß zwischen der Erkenntnis und dem Beharrungsvermögen darstellt, auch das ist uns nicht unklar. Aber in einem irren wir vielfach: daß wir die materielle Bereitschaft und Leistung in den Vordergrund rücken. Wir sehen in der Aufraffung, durch welche hindurch ein Volk zum Heer wird, vor allem den Kraftaufwand. Die geistige Wandlung, die darin inbegriffen ist, liegt uns ferner. Sie ist aber das Eigentliche und die Vorbedingung für die Dauerhaftigkeit der tatsächlichen Leistung.

Wir verstehen überhaupt die Wechselbeziehung von Volk und Heer zu wenig unter geistigen Gesetzen. Das Heer ist uns Träger materieller Werte und auch Bewahrer von solchen. Wir zögern, dem Heer eine eigene Geistigkeit zuzubilligen, und noch zurückhaltender sind wir, von hier aus etwa die Möglichkeit einer Rückwirkung auf die Haltung der Nation zuzugestehen. Das mag gerade bei uns verwunderlich erscheinen, die wir doch so entschieden auf dem Standpunkte stehen, daß der Schweizer als Soldat im ganzen Umfange von Recht und Pflicht Bürger bleibe. Sowie er aber aus der Einstellung des Soldaten heraus über Dinge von allgemeiner Bedeutung spricht, kommt ein eigentümliches Mißtrauen zutage, welches in ganz naiver Offenheit die Meinung vertritt, es sei mit dem Übergang in das Soldatische eine Reduktion der geistigen Weite notwendig verbunden.

Immer ist ein wenig die Tendenz bei uns wirksam, dem Heere das Geistige als etwas Besonderes und ihm von Natur nicht Innewohnendes auch besonders zuzuführen. Der Schweizer sieht den Begriff des Soldatischen sehr deutlich in der Richtung des Handwerklichen. Das hängt ohne Zweifel mit Tradition zusammen und ist eine Zwangsfolge der großen Vorzüge unseres Systems, vor allem wohl der ununterbrochenen Konsequenz unserer Wehrauffassung. Die anderen haben jenen gewaltigen Abbruch und Neuaufbau erlebt, der den Übergang vom Berufsheere zur Nationalarmee kennzeichnet. Hier wurden ungekannte Kräfte frei und eine Geistigkeit brach durch, die den Völkern Erlebnis wurde. Man erkannte in ihr die Grundlage des neuen Wesens und man pflegte sie als einen kostbarsten Besitz. Diese Erscheinung ging an uns vorbei: wir hatten sie nicht nötig, weil wir das, was die Völker sich hier erstritten, von Anbeginn besaßen. Aber damit ging auch das seelische Ergriffensein an uns vorüber: das Soldatische ist uns nie zum Erlebnis geworden.

Wir nutzen wertvolle Gelegenheiten wenig aus. Das Denken des Heeres ist uns zu wenig interessant. Uns unterhalten die Besonderheiten seiner Lebensform und das Andersartige seiner Struktur. Das alles hat

für uns mehr den Charakter des Originellen als des Wesentlichen. Das Dasein des Heeres ist uns wert als eine Versicherung gegen Unliebsames; daß es aber auch eine Bereicherung unseres eigenen Seins werden könne, das wird uns schwerlich glaubhaft. Wir anerkennen grundsätzlich nur eine Richtung des Denkens, die, welche dem Volke als einer Gesamtheit eigen und richtig ist, das politische Denken. Es ist das Denken um das Nützliche. Das Heer, ebenfalls als ein Ganzes gesehen, hat auf anderer Ebene eine parallele Linie des Denkens, das soldatische, das heißt das Denken um das Notwendige. Bei der großen Ehrfurcht, die bei uns vor allem herrscht, was in den Bereich des Politischen fällt, kommen wir schwer zu dem Verständnis dieser zweiten Denkrichtung. Sie erscheint uns wie eine Spezialität, die dem Heere ganz nützlich und wohl auch notwendig sein kann, die sich aber mit ihrem Anspruch über diesen genau begrenzten Rahmen nicht hinausgetrauen sollte. So wird das Denken um das Notwendige bei uns nur mit starken Behinderungen wirksam. Man darf das bedauern, denn es werden bedeutende Möglichkeiten damit brach liegen gelassen.

Das nahe und gewissermaßen familiäre Verhältnis, das der Schweizer zum Militärischen hat, mag oft beitragen, Klarheiten zu verwischen. In dieser Personalunion des Bürgerlichen und des Soldatischen hat notwendig das erstere größeres Gewicht, und seine Gesichtspunkte werden ohne Bedenken auf das andere Gebiet übertragen. Weil sie sich aber dort ganz ohne Mühe anwenden lassen (immer spielt das Prinzip der Identität hier koboldhafte Streiche), so kommen nur gar keine Bedenken auf, ob dieses überhaupt statthaft sei. So werden Dinge, die allein aus dem soldatischen Denken, dem Denken um das Notwendige, heraus zu verstehen sind, in aller Unbefangenheit und mit dem bravsten Wollen vom politischen Denken her angesehen und gewertet. Es kommen dann jene sonderbaren und nur uns eigenen Auffassungen zustande, die aus einem seltsamen Gemisch von guter Absicht und Unverstand bestehen, und die zu allen Zeiten die Hauptursache für den zögernden Schritt waren, mit dem wir der Kriegstüchtigkeit entgegengingen. Diese Auffassungen kristallisieren sich vor allem um den Kernpunkt aller kriegerischen Bereitschaft, um den Begriff der Disziplin.

Es klingt für unsere Verhältnisse paradox und ist doch eine Wahrheit und Notwendigkeit, daß unser Volk sein Heer kennen lernen muß, nicht in seinen Formen und seiner Tätigkeit, aber in seinen geistigen und seelischen Bedingungen. Es ist doch so, daß selbst heute noch in der breiten Öffentlichkeit, soferne es sich nicht gerade um persönliches Betroffensein handelt, der Anteil an den Angelegenheiten des Heeres genau so weit geht wie das Spaßhafte oder wenigstens das Unterhaltsame. Ich brauche nur an die Misere unserer Soldatenwitze (ich meine nicht die vom Soldaten stammenden, sondern die vom Soldaten handelnden) zu erinnern. Die Erkenntnis, daß sich hier Geistiges nach eigenen Gesetzen gestaltet, liegt zumeist weitab. Und recht kennzeichnend ist das von vielen Seiten tätige

Bemühen, den geistigen Gehalt des Heeres zu mehren. Ein Heer hat aber seinen geistigen Bedarf selber zu decken, schon aus dem einen Grunde, weil es gar nicht imstande ist, das von außen Herangetragene sich zu assimilieren. Weil im Soldatischen der Weg vom Gedanklichen zum Handeln sehr kurz und weil das Handeln selber von jener herrischen Entschiedenheit ist, liegt die Täuschung, es sei alles nur Ausdruck, sehr nahe. Es kann aber niemand sie berichtigen als der Soldat selber.

Wenn unser Volk sein Heer genauer und richtiger soll kennen lernen, so muß diese Bekanntschaft vom Heere ausgehen. Das Heer soll dem Volke von seinem Wesen Zeugnis geben; dann wird das Volk auch dazu kommen, hier sein Eigenes auf einer Stufe höherer Intensität wiederzuerkennen. Und so sehr Schweigen zu den soldatischen Tugenden gehört, so ist doch auf diesem Gebiete mit dem bloßen Stillesein nichts zu erreichen. Der Soldat hat zu dem, was er als Erlebnis und als Erkenntnis besitzt, auch zu stehen. Denn er hat Dinge zu sagen, die sonst niemand erklärt; und es gibt Zeiten, in denen das Schicksal einer Nation daran hängt, ob sie zu diesen Dingen die notwendige Einstellung findet oder nicht. Es geht hier nicht um fachliche Angelegenheiten, sondern um die Fragen grundsätzlicher Stellungnahme zu Welt und Geschehen.

Es ist für schweizerisches Denken unvorstellbar, daß die Armee am allgemeinen Schicksal des Landes nicht mehr interessiert wäre. Ihre Mission umschließt nicht allein die Sorge um die materielle Unversehrtheit der Heimat. Dafür würde auch ein Heer von Mietlingen genügen. Ein Volksheer aber trägt auch mit an der Verantwortung für die seelische Integrität. Ihr drohen die Gefahren nicht von außen her; sie lauern im eigenen Wesen. Den Kampf gegen solche Bedrohung führt das Heer defensiv durch seine Haltung, offensiv durch sein Bemühen, vom Soldatischen her dem Volke etwas zu geben. Daß es dabei auf Widerstreben stößt, versteht sich von selber, und es müßte den Soldaten fremd anmuten, etwas anders als durch Kampf zu erringen. Und der Mut, der seine Haltung im Kampfe stempelt, zeigt sich hier im Gelassennehmen des Mißverstehens, auf das sein Bemühen stößt, und der Mißdeutung, der seine Anstrengung ausgesetzt ist.

Das Heer, die höchste Steigerung und Formwerdung des Volkswillens, dient dem Volke, völlig unbekümmert darum, bis zu welchem Maße sein Dienst genehm ist. Nie kann es mit der Rolle eines toten Instrumentes sich begnügen. Es wirft nicht nur seine Kraft, sondern auch seine Geistigkeit in diesen Dienst. Es kann nicht aufhören, das Volk zu bedrängen, dort wo es Notwendigkeiten entdeckt. Es will lieber lästig als gleichgültig sein. Immer darf das Volk daran denken, daß im Heere sein Ich in einer aus Strenge und Verzicht gestalteten geläuterten Form sich ausspricht. Ein Volk darf im Heere sein Gewissen achten; und es wird ihm an einem guten Gewissen gelegen sein.